DIE RENATURIERUNG WIRD DIE NATUR NICHT RETTEN

Die Vorstellung, die Natur wiederherstellen zu können, ist ein Traum, der auf einer nur schwachen wissenschaftlichen Grundlage beruht. Das Problem ist bereits im EU-Naturwiederherstellungsgesetz angelegt, das auf Richtlinien aufbaut, die ursprünglich für ganz andere Zwecke geschaffen wurden und in mancher Hinsicht nicht miteinander vereinbar sind. Noch grundlegender ist jedoch, dass dem Gesetz ein schlüssiges Verständnis davon fehlt, wie Ökosysteme tatsächlich funktionieren. Bei seiner Ausarbeitung scheinen die Vorstellungen von Naturschutzbefürwortern den größten Einfluss gehabt zu haben.

Eines der zentralen Instrumente des Gesetzes ist die Ausarbeitung nationaler Wiederherstellungspläne und deren anschließende Umsetzung. Dieser Prozess ist inzwischen in allen EU-Mitgliedstaaten angelaufen. Im September 2026 veröffentlichte Finnland eine Zusammenfassung seines Entwurfs für einen nationalen Wiederherstellungsplan zur öffentlichen Konsultation. Er liefert ein anschauliches Beispiel für die Schwierigkeiten, die dieser Ansatz mit sich bringen kann.

Die Wörter sind lediglich neu angeordnet worden. Über das, was tatsächlich beabsichtigt ist, wird sehr wenig gesagt – und selbst das Wenige enthält nichts grundsätzlich Neues.

Der Plan legt nicht einmal konkrete Maßnahmen in sinnvoller Detailtiefe fest. Dennoch wird davon ausgegangen, dass der Staat sich über mehrere Jahrzehnte hinweg zur Ausgabe von Milliarden Euro verpflichtet, ohne zu wissen, was mit diesen Mitteln vor Ort tatsächlich erreicht werden soll.

Ich kann nachvollziehen, wie Politiker davon überzeugt werden können, ein Projekt zu unterstützen, das nahezu jeden erdenklichen Nutzen verspricht. Was mich jedoch überrascht, ist, dass Wissenschaftler offenbar nicht stärker hinterfragen, wie wenig Substanz hinter manchen dieser Versprechungen steckt.

Wiederherstellungspläne und ihre Umsetzung schaffen zudem Arbeitsplätze, Zuständigkeiten und Einflussmöglichkeiten für staatliche Behörden und Umweltaktivisten. Dieser offensichtliche institutionelle Anreiz findet in dem Dokument kaum oder gar keine Beachtung.

Natürlich können bestimmte Eingriffe sinnvoll sein. Dämme können aus Flüssen und Bächen entfernt werden; Wälder können dort wieder aufgeforstet werden, wo sie zerstört worden sind; und nicht heimische Baumarten können unter bestimmten Umständen durch heimische ersetzt werden.

Der finnische Planentwurf definiert jedoch nicht eindeutig, was unter der Wiederherstellung von Wäldern eigentlich zu verstehen ist. Dennoch fordert er eine Vergrößerung der Fläche alter Wälder und eine Zunahme der Menge an Totholz sowie ein Ende der Kahlschlagwirtschaft und eine Ausweitung der Dauerwaldbewirtschaftung.

Die Natur Europas ist außerordentlich vielfältig und kann nicht in einen ursprünglichen Zustand zurückversetzt werden

Wer jedoch immer noch glaubt, dass sich dieselben Naturschutzprinzipien und Bewirtschaftungsmethoden in ganz Europa anwenden lassen, hat die außerordentliche Vielfalt der europäischen Ökosysteme nicht verstanden.

Nehmen wir ein einfaches Beispiel. In Finnland kann das kontrollierte Abbrennen von Waldflächen eingesetzt werden, um Lebensräume für Insekten zu schaffen, die auf verbranntes Holz angewiesen sind. In Südeuropa dagegen können häufige Waldbrände Wälder verwüsten und lokale Gemeinschaften bedrohen. Eine Maßnahme, die in einem bestimmten ökologischen und klimatischen Kontext der Biodiversität zugutekommen kann, kann daher unter anderen Bedingungen völlig andere Folgen haben.

Weder die Autoren des EU-Naturwiederherstellungsgesetzes noch die Verantwortlichen für Finnlands Entwurf des nationalen Wiederherstellungsplans scheinen eine grundlegende Tatsache ausreichend berücksichtigt zu haben: **Die Natur ist keine Maschine, die sich einfach auf ihre ursprünglichen Einstellungen zurücksetzen lässt.**

Mit einer Handvoll standardisierter Eingriffe lässt sich ein Ökosystem nicht dauerhaft in irgendeinen vermeintlich „guten“ Zustand zurückversetzen. Aber was genau ist ein „guter“ Zustand? Die Dokumente definieren dies für die einzelnen Lebensraumtypen nicht eindeutig und erklären auch nicht, wie ein solcher Zustand erreicht werden soll.

Welche Arten oder Artengruppen sollen als Maßstab dienen?

Vögel nehmen im Plan einen bedeutenden Platz ein. Aber Vögel sind keine Ökosystemingenieure in dem hier offenbar vorausgesetzten Sinne; sie besiedeln Lebensräume, die den jeweiligen Ansprüchen ihrer Arten entsprechen. Welche Arten sollen also darüber entscheiden, ob sich ein Ökosystem in einem „guten“ Zustand befindet? Eine seltene Art? Eine gefährdete?

Das Problem liegt auf der Hand. Eine Verbesserung der Bedingungen für eine Art kann die Bedingungen für zahlreiche andere verschlechtern.

Was geschieht, wenn Wölfe Wildhirsche fressen, Seeadler Eiderenten erbeuten, Kormorane Barsche fressen oder Rehe die Vegetation von Wiesen abweiden? Wacholderbüsche können Eiderenten Schutz für ihre Nester bieten, doch ihre Ausbreitung kann gleichzeitig eine offene Wiese verändern und letztlich ihren Charakter und Zustand beeinträchtigen.

Ein Ökosystem ist ein komplexes Geflecht von Wechselwirkungen zwischen zahlreichen Arten und ihrer unbelebten Umwelt. Es lässt sich nicht einfach dadurch steuern, dass man sich auf eine einzelne Art oder selbst auf eine Handvoll sogenannter Schlüsselarten konzentriert.

Die Natur hat keinen festen Endzustand

Die Lebensräume, die wir heute „wiederherstellen“ wollen, haben möglicherweise nie in der Form existiert, die wir uns heute als ihren früheren „guten“ oder „natürlichen“ Zustand vorstellen.

Ihr heutiger Zustand ist das Ergebnis einer Entwicklung, die seit Tausenden von Jahren andauert. Diese Entwicklung wird entsprechend den Dynamiken der Natur weitergehen, selbst wenn wir versuchen, sie aufzuhalten.

Die Lebensräume, die wir heute sehen, sind lediglich Zwischenstadien dieses langfristigen Prozesses. Sie werden sowohl durch ihre gegenwärtige Artenzusammensetzung als auch durch Umweltfaktoren wie Topografie, Klima, Temperatur, Menge und Verteilung der Niederschläge sowie außergewöhnliche Wetterereignisse geprägt.

Die Artenzusammensetzung ist niemals statisch. Sie verändert sich ständig, unter anderem unter dem Einfluss unzähliger zufälliger und unvorhersehbarer Faktoren.

Die Torfschichten unter einem heutigen Moor erzählen ihre eigene Geschichte.

Ein Moor kann als nährstoffreiches, von Quellen gespeistes Niedermoor begonnen haben. Später kann es sich zu einem Fichtenmoor entwickelt haben. Mit zunehmender Dicke der Torfschicht kann daraus ein offenes, durch Oberflächenwasser von den umliegenden Hängen gespeistes Niedermoor geworden sein. Mit weiterer Torfbildung kann schließlich das heute vor uns liegende, ausschließlich vom Regenwasser gespeiste Sphagnum-Moor entstanden sein.

Und was wird daraus in Zukunft? Das wird unter anderem davon abhängen, wie sich das Klima verändert.

Dasselbe gilt für Seen. Sie lagern Sedimente ab, werden flacher, verlanden allmählich und entwickeln sich über sehr lange Zeiträume schließlich zu Sümpfen, Mooren oder Wäldern.

Was Vogelbeobachter als „degradiertes“ Feuchtgebiet bezeichnen, kann daher aus der Perspektive der natürlichen Sukzession eine Auenwiese oder ein Sumpf sein, der sich auf natürliche Weise in Richtung Moor oder Wald entwickelt. An einem solchen Zustand ist nichts grundsätzlich „schlecht“; er entspricht lediglich nicht den Vorstellungen mancher Vogelbeobachter.

Auch die Ausbreitung von Schilfbeständen an Ufern ist nicht zwangsläufig auf Eutrophierung zurückzuführen. Sie ist ebenfalls Teil der normalen Sukzession von Uferlebensräumen und wurde vielerorts durch das Verschwinden der Beweidung an den Ufern beschleunigt.

Nicht jede Veränderung der Biodiversität ist ein Problem des Lebensraummanagements

Schnelle Veränderungen in der Häufigkeit und Verbreitung von Arten werden heute häufig mit der globalen Erwärmung und zunehmend unbeständigen Wetterverhältnissen in Verbindung gebracht.

Rückgänge bei einigen Vogelarten, die mit jungen Wäldern verbunden sind, wie Buchfink und Fitis, können mit kalten Bedingungen während der Brutzeit zusammenhängen. Das Verschwinden bestimmter Wiesenfalter, die bodennah überwintern, kann durch milde Winter begünstigt werden, in denen die Bodenoberfläche wiederholt nass wird und anschließend gefriert.

Solche Veränderungen lassen sich nicht zwangsläufig durch Eingriffe in die Lebensräume auf lokaler Ebene rückgängig machen.

Schon die Vorstellung, dass Renaturierungsmaßnahmen die Natur in einen „guten“ Zustand zurückführen könnten, ist schwer zu verteidigen.

Ebenso fragwürdig ist die Annahme, dass sich der größte Teil der Natur derzeit in einem schlechten Zustand befindet und durch Eingriffe in Bäume, Böden oder den Wasserhaushalt wieder in einen vermeintlich „guten“ Zustand versetzt werden müsse.

In Schutzgebieten stellt sich dabei eine weitere grundlegende Frage: **Vertrauen wir der Natur genug, um ihr zu erlauben, sich aus eigener Kraft weiterzuentwickeln?**

Wenn jede natürliche Veränderung korrigiert werden muss, damit sie einem von einer kleinen Gruppe von Experten oder Aktivisten definierten Idealzustand entspricht, dann wird der Natur keine autonome Entwicklung mehr zugestanden.

Wer entscheidet, was für einen bestimmten Lebensraum „gut“ ist? Und auf welcher wissenschaftlichen Grundlage?

Die eigentliche Herausforderung ist der Klimawandel

Die schwerwiegendste Bedrohung für Ökosysteme ist heute der Klimawandel.

Selbst wenn es uns gelänge, die atmosphärische Kohlendioxidkonzentration wieder auf vorindustrielle Werte zu senken, würde dies die lebende Natur nicht in den Zustand zurückversetzen, in dem sie sich vor der Industrialisierung befand. Ebenso wenig würde es verhindern, dass sich die Natur weiter verändert.

Die Natur ist kein statisches System, das sich auf einen ausgewählten Punkt der Vergangenheit zurücksetzen lässt.

Wenn Milliarden Euro für den Schutz der Natur ausgegeben werden sollen, sollte die entscheidende Frage daher lauten, was mit diesen Mitteln tatsächlich erreicht werden kann. Ein Teil dieser Gelder könnte in die Bekämpfung des Klimawandels fließen, statt in Maßnahmen, die Ökosystemen einen idealisierten Zustand aufzwingen sollen.

Der Klimawandel lässt sich nicht dadurch aufhalten, dass immer wieder in lebende Ökosysteme eingegriffen wird. Er erfordert Maßnahmen gegen die zugrunde liegenden Ursachen, die mit wirtschaftlicher Tätigkeit und Konsummustern zusammenhängen.

Seppo Vuokko

Biologe und Wissenschaftsautor mit Schwerpunkt Natur
seppo.vko@gmail.com
26.9.2026